

Sachbuch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **84 (2004)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sachbuch

Peter Stadler

Epochen der Schweizergeschichte

Orell Füssli, Zürich 2003

besprochen von **Gerhard Frick**

Peter Stadlers «Epochen der Schweizergeschichte» mögen ohne anmassende Voreiligkeit als Teil seines Vermächtnisses angesehen werden; er selbst mutmasst, dass dieses Buch sein *«letzter grösserer Beitrag zur Schweizergeschichte bleiben dürfte»*. Dieser ist fällig geworden nach der Demontage des tradierten Schweiz-Images, wie sie anlässlich der Siebenhundertjahrfeier und der Abstimmung zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) sowie vor der Expo 2002 üblich wurde.

Die vorliegende Geschichte ist durchaus kritisch und frei von aufdringlichem Patriotismus. Eindeutige Grösse billigt Stadler nur sieben Schweizern zu: Niklaus von Flüe, Zwingli, Calvin, Rousseau, Pestalozzi, Dunant und Dufour. Dürrenmatt wird erst in einer weiteren Reihe von nicht spezifisch politisch führenden Persönlichkeiten erwähnt, Keller und Gotthelf auch dort nicht; das mag an der kritischen Haltung gegenüber dem Schweizerischen liegen; auch Peter Stadlers Onkel, der Komponist Arthur Honegger, fehlt in dieser Aufzählung; seine Grösse ist wohl hinter den Experimenten der heutigen Musik noch nicht voll ermessbar.

Die kritische Strenge, mit der Stadler die Schweiz beurteilt, macht es glaubwürdig, wenn er dennoch ihr Ansehen entschieden verteidigt. Das ist ja zur Zeit wahrhaft notwendig und kann nur von einem Historiker von seltener Kompetenz erbracht werden. Für diesen Mut, mit dem sich der Autor – vor allem unter Kollegen – exponiert, verdient er dankbare Anerkennung. Der Titel «Epochen der Schweizergeschichte» würde missverstanden, wenn man dahinter nur ausgewählte Epochen erwartete; das Buch enthält das Ganze der Schweizergeschichte von der Prähistorie bis zur letzten Jahrtausendwende. Mit vorbildlicher Umsicht und

Ausführlichkeit sind vor allem das 19. und 20. Jahrhundert nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich und kulturell, und speziell auch im Hinblick auf die Konfessionen, die Parteien und das Militärwesen erfasst. Aufmerksamkeiten wie etwa die Feststellung, dass die «Schweizer Monatshefte» aus dem Disput um den Beitritt zum Völkerbund hervorgegangen sind, finden sich viele.

Diskret gemässigt klingt die patriotisch bejahende, den tapferen Vorfahren dankbare nationale Historiographie des späteren 19. und früheren 20. Jahrhunderts an. Wichtiger freilich sind die neuen Einsichten und zurechtrückenden Urteile, die Stadler sozusagen als Schiedsrichter in bisher unentschiedenen Streitfragen fällt. Salomonisch, das Urteil über den Bundesbrief von 1291: Es räumt ein, dass dieser Vertrag Elemente enthält, die an damals häufige Landfriedensbündnisse ohne staatsgründende Wirkung erinnern, hält aber doch am *«hochpolitisch-antibabsburgischen Charakter»* des Bundes von 1291 fest.

Selbstverständlich vermeidet der zurückhaltende Historiker jede Polemik gegenüber den Vergangenheitsbewältigern, die 1991 ihre «kulturschaffende» Aufgabe in der Abwertung des gefeierten Datums sahen. Und wenn sensible Leser in diese Zeilen doch etwas Polemisches hineinlesen, so liegt das nicht am Buchautor. Die erwähnte Zurückhaltung beherrscht den Ton über 350 Seiten lang, bis fast zum Schluss des Bandes. Sie wird auch gegenüber dem Bergier-Bericht nicht aufgegeben, der als imponierende Leistung vorgestellt wird, *«bewundert viel und viel gescholten»*. Dass sich die betroffene Generation darin *«zuwenig positiv gewürdigt fand»*, wird nicht bedauert, aber immerhin im Namen dieser Generation vorgebracht. Auch seine zumindest spürbare Ablehnung von EWR und EU verbirgt Stadler, ohne sich selbst zu exponieren, hinter der Meinung des Volkes, dem diese Institutionen *«als Instrument der wirtschaftlichen Grossmächte und der Unterdrückung kleinerer Staaten»* gälten.

All das macht um so eindringlicher, dass der bedeutende Historiker zum Schluss im Hinblick auf die aktuelle Immigration plötzlich selbst mit leidenschaftlicher Engagiertheit Stellung nimmt: Die Fortführung der bisherigen Asylpolitik bedeute für die Schweiz (so schrieb Stadler 2002) *«ethnisch wie finanziell ein Verhängnis, an dem sie noch in diesem Jahrhundert verdientermassen zugrunde gehen könnte»*. Bei dieser Aussage er darauf verzichtet, sie als *Statement* anderer – etwa als Parole der SVP – vorzutragen. Im Unterschied zu gewiss weniger bedeutenden Zeitgenossen fehlt Christoph Blochers Name in dieser

Schweizergeschichte. Das ist insofern verständlich, als deren Niederschrift schon 2002 abgeschlossen wurde. Damals aber wirkte Blocher auf allzu viele Zeitgenossen noch derart irritierend, dass die Berufung auf ihn die stärksten Argumente unbesehen der Verwerfung preisgegeben hätte. Doch ist auch abgesehen davon offensichtlich, dass Peter Stadler zur Frage um Sein oder Nicht-Sein der Schweiz aus seiner vorsichtigen Historikeroberkeit hervorbekennen und selber Farbe bekennen wollte. ■

Gerhard Frick ist promovierter Historiker und lebt in Zürich.

Raymond Naef

Grock – eine Wiederentdeckung des Clowns

Benteli-Verlag, Bern 2003

besprochen von Heini Hofmann

Nachdem Grock noch zu Lebzeiten seine Memoiren hatte schreiben lassen, ist jetzt ein neues, umfassendes und reich bebildertes Buch über den «König der Clowns» erschienen. Verfasst hat es ein Kenner mit persönlichem Bezug zu Grock, sein Grossnephew Raymond Naef. Respektvoll und begeistert, aber zugleich kritisch-objektiv zeichnet er das Bild eines grossen Clowns und nicht ganz einfachen Menschen, dessen Humor auch heute noch mitten ins Herz trifft. Grock gehörte – zusammen mit dem Spanier Charlie Rivel – zu den letzten grossen Clowns, die im goldenen Zeitalter der Manegen nicht nur die eigentlichen Exponenten, sondern auch die Kassenmagneten der Zirkuskunst waren.

Millionen von Kindern und Erwachsenen haben während fünf Jahrzehnten über ihn Tränen gelacht. Und als er starb, titelte die Weltpresse: «Grock, der König der Clowns ist tot.» «Jeder Mensch ist ein Clown, aber nur wenige haben den Mut, es zu zeigen», meinte Grocks zeitgenössischer Konkurrent Charlie Rivel. Die Frage drängt sich daher auf: Was hat Grock zum Clown befähigt, woher stammte dieses Naturtalent? Und wie kam es, dass dieser Grock bald einmal zur Verkörperung der alten Volksweisheit wurde: Über Clowns lacht man; über grosse Clowns lacht man nicht nur, man liebt sie? Grock war kein Zirkuskind. Am 10. Januar 1880 kam er in Loveresse im Berner Jura als Sohn eines Uhrmachers zur Welt. Erste Auftritte hatte er als Akrobat zusammen mit seiner Schwester im Restaurant «Paradiesli» in Biel. Als er dann selber eine Uhrmacherlehre begann, dauerte diese lediglich vier Wochen. Die Fortsetzung waren Gelegenheitsjobs – bis zur Auswanderung nach Ungarn 1897, mit vier

Franken Taschengeld im Sack. Nach Ungarn kamen erfolgreiche Auftritte als Musikclown in Deutschland und Frankreich. Und wie die Zufälle so spielen: 1903 suchte der Komiker Marius Galante einen Ersatzpartner für seine Clownnummer «Brick und Brock». Da Adrien Wettach nicht einfach den Namen seines Vorgängers übernehmen wollte, einigte man sich auf «Brick und Grock». Das Logo fürs Leben war geprägt, und die Karriere führte fortan steil aufwärts und bis in die USA.

Grock war ein Multitalent: August und Mime, Musiker und Komponist, Akrobat und Jongleur – kurz ein genialer Clown. Da nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr Varietés von der Bildfläche verschwanden, gründete Grock 1951 – bereits 71-jährig und obgleich er mehrmals schon seinen Rückzug erklärt hatte – sogar noch seinen eigenen Variétézirkus, und was für einen: Gut 4500 Sitzplätze fasste das Riesenchapiteau und verfügte über eine drehbare Bühne! Damit absolvierte er eine höchst erfolgreiche Tournee durch Europa. Am 31. Oktober 1954 verliess Grock in Hamburg, inzwischen Weltstar geworden, zum letzten Mal die Bühne – weinend. Und das Publikum, das er immer zum Lachen gebracht hatte, weinte mit ihm unter nicht endenden Ovationen. «Der Kreis hatte sich vollendet, denn Lachen und Weinen sind ja erst das ganze Herz des Menschen. Und ich, ein Kerl, der gerne boxt und raucht und sein Leben lang niemals zimperlich war – ich schämte mich nicht meiner Tränen.»

Grock starb am 14. Juli 1959. Verbittert wünschte der «König der Clowns» im letzten Satz seines Testaments für die Bestattung: «Keine Blumen, keine Reden und auf gar keinen Fall einen Priester oder Pfarrer.» Doch über allem blieb unerschüttert sein Bekenntnis: «Gäbe es die Möglichkeit einer Wiedergeburt und könnte man sich wünschen, als was man wiedergeboren würde, es gäbe für mich nur eines: ich würde wieder Grock – ein Clown!» ■

Der freie Wissenschaftsjournalist Heini Hofmann ist Zootierarzt und lebt in Jona.

Stefanie Frey

Switzerland's Defence and Security Policy During the Cold War (1945-1973)

Verlag Marker im Effingerhof, Lenzburg 2002

besprochen von Roberto Bernhard

Die Buchproduktion englischer Sprache ist mit der Schweizer Geschichte des 20. Jahrhunderts in letzter Zeit nicht ausschliesslich erfreulich umgegangen. Um so beachtenswerter ist eine auf Englisch verfasste Dok-

torarbeit einer Auslandschweizerin über die Selbstbehauptung unseres Landes im Kalten Krieg. Denn die Schrift zeichnet sich durch eine leicht fassliche, überblickbare und insbesondere objektive Darstellung einer in vergleichbarer Weise noch kaum beachteten Periode aus – mit einigen allerdings nicht geringfügigen Vorbehalten, auf die noch zurückzukommen ist.

Die Verfasserin hat das Verdienst, in ausländischen politischen und militärischen Archiven recherchiert zu haben, so in Kew Gardens, Schloss Vincennes, Maryland und am Quai d'Orsay. Diese Forschung erlaubte der Autorin eine neuartige Aussenansicht des Gegenstandes. Der schweizerische Leser kann die Wiederaufrüstung der Schweiz nochmals mit ihren Wechselfällen vor sich abrollen lassen – insbesondere den Konzeptionsstreit zwischen den Anhängern einer dynamischeren und den Befürwortern einer statischeren Verteidigung, bis hin zur Truppenordnung 61 und der Konzeption 66/73.

Faszinierend sind die kritischen Beurteilungen der schweizerischen Selbstbehauptungs-Vorgehen durch britische, französische und nordamerikanische Fachstellen. Das Buch gibt zudem einen Abriss der seinerzeitigen Überlegungen zu einer Nuklearbewaffnung der Schweiz – bis zum Fallenlassen des Gedankens. Ein konzentrierter Blick auf die innere Sicherheitspolitik gerät naturgemäss etwas holzschnittartig. Aus guten Gründen zeigt die Autorin eine Übersicht über die Entwicklungen des schweizerischen Zivilschutzes, die schliesslich einen ungewöhnlich hohen Vorbereitungsgrad erreichten. Sie kündigt indessen eingangs des betreffenden Kapitels Vergleiche mit sieben anderen Staaten an, die – obschon sie aufschlussreich gewesen wären –, unverständlicherweise nirgends zu finden sind. Die Verfasserin achtet sorgfältig darauf, ob und wie die Schweiz – gerade auch da, wo es um das Zusammenwirken mit dem Ausland geht – ihre Neutralität wahrte. Sie vermag dabei unseren Behörden für 1945 bis 1973 ein gutes Zeugnis auszustellen, was sicher nicht die geringste Frucht ihrer Untersuchungen darstellt.

Es darf aber nicht verschwiegen werden, dass diese Publikation auch einige keineswegs folgenlose Schwachstellen enthält. Man wundert sich, welche Rolle der Doktorvater denn spielte, und – falls es sie überhaupt gab – der Lektor und der Korrektor des Schweizer Verlags. Dabei stellen die übermässig vielen Schreib- oder Druckfehler die lässlichste Sünde dar. Schon mehr zu bedauern sind Verwechslungen militärischer Grade, eine unklare Bildlegende und einzelne mangelhafte Angaben über Behörden und

die politische Ausrichtung gewisser Zeitungen. Zum Aufschrecken führen aber Behauptungen wie solche auf den Seiten 26, 32 und 260, wenn man liest, die Schweiz habe im Zweiten Weltkrieg deutschen Truppen den Transit erlaubt oder – auf Seite 47 – das Land habe 1943 seinen Luftraum neutralitätswidrig deutschen Flugzeugen zur Verfügung gestellt. Nach allem im englischen Sprachgebiet verbreiteten Unsinn über schweizerisches Verhalten im zweiten Weltkrieg ist ein derartiges Festschreiben von Anschuldigungen unerträglich und unverantwortlich. Denn die Autorin stellt solche Behauptungen ohne Belege auf; ein Literaturhinweis an besagter Stelle hat mit Transitfragen gar nichts zu tun.

So gewinnt man den Eindruck, dass die anderweitig wohlinformierte Verfasserin der Vertrautheit mit schweizerischen Verhältnissen entbehrt. Man nehme etwa die Angabe auf Seite 78, nach der – wohl aufgrund einer fehlerhaften französischen Quelle – die Schweiz zwischen sieben und elf mechanisierte Divisionen im Nordosten des Landes, eine am Lac Léman und drei im äussersten Osten des Landes stationiert haben sollte; derlei ist absurd. Wirr wirken auch die Vorstellungen der Autorin von der Epoche der Glaubenskriege einschliesslich des Dreissigjährigen Krieges (Seiten 36 und 262), wenn sie die damalige Zerreihsprobe für die Eidgenossenschaft darin sieht, dass die französischsprachigen Kantone (oder einige von ihnen) sich an Frankreich, die «im allgemeinen» deutschsprachigen aber an «Deutschland» anschliessen können. Damals gab es nur einen einzigen (und nur teilweise) welschen «Ort» oder «Kanton» im Bund, nämlich Freiburg, dagegen über ein halbes Dutzend katholischer «Orte» deutscher Zunge – und was ist in jener Periode unter «Deutschland» zu verstehen? Derartige Ungeschicklichkeiten sind bedauerlich und einer in anderer Beziehung sehr brauchbaren Arbeit abträglich. Vor dem Hintergrund der Tatsache, dass Stefanie Frey derzeit an einer Geschichte des schweizerischen Generalstabs von 1945 bis 1966 mitarbeitet, lassen sie den Wunsch aufkommen, die Autorin möge dabei von aufmerksamen Mentoren begleitet sein. ■

Roberto Bernhard, promovierter Jurist, ist ein helvetistisch interessierter Publizist und lebt in Winterthur.